

II. 9.

Uta Bühler

Freiburg

In der Hütte bei Urnau dachten alle, sie sei tot

*Die Mutter von Frau Bühler, damals wohnhaft in **Freiburg** und nach der französischen Besetzung in **Emmendingen**, bringt am 21.10.44 im Lorettokrankenhaus in **Freiburg** ihren Sohn zur Welt, ihr Mann ist ein halbes Jahr vorher in Russland gefallen. Dann heißt es: Mütter mit Neugeborenen müssen **Freiburg** verlassen. Mit Sohn und vierjähriger Tochter besteigt sie einen überfüllten Nachtzug nach **Donaueschingen**, wo fast ihre Kinder verloren gehen. Von dort nach **Überlingen** zu Verwandten in ein Forsthaus. Dies wird von Franzosen beschlagnahmt. Unterkunft in einer Holzfällerhütte in der Nähe von **Urnau**: zwei Räume, keine Scheiben, undichtes Dach. Der Mann ist in einem französischen Gefängnis verhungert: Er hat beim Vorbeiradeln nicht den Hut vor der französischen Fahne gezogen. In der Hütte: drei alte Damen, zwei Frauen, drei Kinder und ein Baby. Eine der alten Damen kann Französisch, was aus mancher Verlegenheit hilft. Ortsfremd sind auch einige **Widerstandskämpfer** aus der **Festung Berlin/Spandau**, die von ihrem Kommandanten befreit wurden, bevor sie von den Nazis erschossen werden sollten. Vor Kriegsende wurden die ehemaligen Gefangenen von Kloster zu Kloster weiter gereicht, und dann vom Pfarrer in Urnau auf die Höfe verteilt. Die Mutter von Frau Bühler kommt so in Kontakt mit ihnen, darunter B. Herr von **Kesebeck** und **Generalmajor Speidel**, Rommels Adjutant und später NATO-Oberbefehlshaber, mit dem sie lange Spaziergänge macht. Die Hüttenbewohner helfen deutschen Soldaten weiter, sie wehren sich gegen die Franzosen. Auf der Fahrt nach **Hause** (die Mutter von Frau Bühler will allein nach ihrer Wohnung sehen) auf einem Lastwagen wird ihr von einer umherfliegenden Kiste der Kiefer und ein Nackenwirbel gebrochen. Vollkommen gelähmt kommt sie in Freiburg in ein Krankenhaus, wo man ihr Muckefuck mit Magarine einflößt. In der Hütte hält man sie für tot. Die Oma will sich und der Enkelin das Leben nehmen, doch die sagt: „Heute kommt die Mutter“. Und sie kommt tatsächlich, abgemagert und noch halb gelähmt. Dann Rückkehr nach **Emmendingen**: zwei Familien in der Wohnung. „Gewalt, Schikane und drakonische Strafen der Besatzer waren an der Tagesordnung“. Nachkriegsalltag.*

Der Sohn wurde am 21. Oktober 1944 im Lorettokrankenhaus in Freiburg geboren. Da war sein Vater schon über ein halbes Jahr tot; gefallen in Russland. In den Krankenhäusern herrschte Mangel. Wehen wurden durch Gartenarbeit verstärkt, Schmerzmittel gab es nur noch in den Lazaretten. Der Alltag wurde portioniert vom Bombenalarm. Verdunkelte Fenster und banges Warten im Keller.

Dann hieß es, Mütter mit Neugeborenen hätten Freiburg zu verlassen. Also verbarg die Frau das Familiensilber unter dem Gully im Keller und packte einen Handkoffer. Eine Bekannte war bereit, den Hund zu nehmen - unter der Bedingung, ihn nie wieder zurückgeben zu müssen. Der Sohn wurde in ein Kissen gepackt, zwei Lederriemen sorgten dafür, dass man es wie eine Handtasche tragen konnte. Die vierjährige Tochter bekam ein ledernes Brustgeschirr umgeschnallt, damit man sie an einer am Rücken befestigten Leine führen konnte und doch die Hand frei hatte, um den Koffer zu tragen.

Auf dem Weg zum Bahnhof traf man auf eine Gruppe BDM-Mädchen. Die Frau bat sie, ihr tragen zu helfen. Bereitwillig sprangen sie zu, aber die Gruppenleiterin herrschte sie an, sie sollten ins Glied zurücktreten, man habe anderes zu tun.

Der Zug fuhr erst nachts, er war überfüllt. Die Frau hob ihre Kinder durch ein Fenster in ein Abteil, erkämpfte sich selbst einen Platz auf einem Trittbrett. Der Zug fuhr unbeleuchtet durch die Nacht, um nicht unter Beschuss zu geraten. Die Frau versuchte festzustellen, wo ihre Kinder waren, an ein Durchkommen war nicht zu denken. Die Tochter konnte sich bemerkbar machen. Eine Reisende rief, sie habe ein Kind auf dem Schoß, wisse aber nicht, ob es noch lebe. Da reichte die Frau ihre Taschenlampe weiter. Als dem Baby ins Gesicht geleuchtet wurde, rümpfte es die Nase.

Erste Station: Donaueschingen. Unterkunft bei entfernten Verwandten. Dann weiter nach Überlingen. Aufgenommen von Verwandten im Forsthaus. Die nächsten Wochen verliefen unaufgeregt. Noch gab es genug zu essen; der Hunger kam erst mit dem Frieden. Weihnachten wurde noch mit Baum und Puppenhaus gefeiert. Dann die Räumung des Forsthauses; beschlagnahmt von den Franzosen. Wohin? Der Oberforststrat wusste eine Holzfällerhütte in der Nähe von Urnau. Zwei Räume, keine Scheiben in den Fenstern, das Dach nicht wasserdicht, an sanitäre Einrichtungen nicht zu denken. Die Toilette? Ein Donnerbalken unter freiem Himmel vor einer ausgehobenen Grube. Der Aushub diente als Spülung.

Besagter Forststrat ist übrigens in einem französischen Gefängnis verhungert. Sein Verbrechen? Er hat im Vorbeiradeln versäumt, durch Ziehen des Hutes die französische Fahne zu grüßen. Tell gehört nicht ausschließlich in den Bereich der Sage. Ich weiß, eine solche Bemerkung ist heute nicht mehr opportun.

Fahrt im vollkommen überladenen PKW von Überlingen nach Urnau. Auf dem vorderen Kotflügel saß eines der Mädchen - Teenager gab es damals noch nicht - das nach Tieffliegern Ausschau halten musste. Rechtzeitig gewarnt, konnte man vielleicht noch in Deckung gehen. Fahrt ohne Zwischenfall. Die Hütte: leer. Erste Nächte auf mit Laub gefüllten Säcken. Dann Luftschutzbetten. Die Wohngemeinschaft: Drei alte Damen, die an ein sehr angenehmes Leben mit reichlich Personal gewöhnt waren, zwei Frauen, drei Kinder und eine Baby. Reiberein, vor allem unter den Erstgenannten, waren an der Tagesordnung.

Aus Platzmangel spielte sich das Leben - wenn möglich - im Freien ab. Nahrung erarbeiteten sich die beiden Mütter auf den umliegenden Bauernhöfen. Eine der alten Damen nähte auch, dafür gab es Lebensmittel. Wenn Soldaten zum Plündern auf die Höfe kamen, holte man im Marathonlauf die Dame mit den Sprachkenntnissen, die mit viel Charme und auf Französisch ganz diplomatisch das Ansinnen ad absurdum führte.

Die Hüttenbewohner waren nicht die einzigen Ortsfremden. Da waren noch Männer in schlecht sitzenden Trainingsanzügen. Sie stammten ursprünglich aus der Festung Berlin/Spandau, waren zum größten Teil Widerstandskämpfer. Sie sollten dem Feind nicht in die Hände fallen, vorher sollten sie erschossen

werden. In den Wirren der letzten Kriegswochen nahm der Festungskommandant es auf sich, sie zu befreien. - Hat er je einen Orden bekommen?

Von Kloster zu Kloster wurden die ehemaligen Gefangenen weitergereicht. Aus einem solchem in der Nähe von Urnau holte der dortige Pfarrer mit Unterstützung des Bürgermeisters die, denen Hochverrat vorgeworfen wurde, die, denen zu helfen den eigenen Tod bedeuten konnte. Man verteilte sie auf die Höfe der kleinen Gemeinde. Auf seine zu strengste Verschwiegenheit verpflichteten Kirchgänger konnte sich der Pfarrer verlassen. Die Gefahr waren die Leute in der Hütte. Wie würden sie reagieren? Pfarrer und Bürgermeister sind das Risiko eingegangen.

Bald gab es zwischen der Hütte und den Politischen enge Kontakte. Auf der einen Seite ein wenig Bildungsbürgertum, auf der anderen große Namen, z.B. Herr von Kesebeck, Generalmajor Speidel, Rommels Adjutant. Mit ihm machte die Frau lange Spaziergänge. Er sprach vom Widerstand und den Konzentrationslagern. Die Nachgeborenen gehen davon aus, dass beides damals genauso im Bewusstsein der Bevölkerung verankert war, wie es heute ist. Gemeinplatz, aber deswegen nicht weniger falsch.

Es kamen deutsche Soldaten vorbei, einzeln, in kleinen Gruppen. Sie wurden weitergeschmuggelt, im Schutz der Dunkelheit. Es kamen französische Soldaten vorbei, sie wollten Schnaps. Die Frauen in der Hütte hatten Angst vor ihnen. Als die ersten Farbigen auftauchten, rief eine der alten Damen in Panik: „Nix, nix, lauter femmes.“ Im Normalzustand sprach sie fließend Französisch.

Die Frau wollte wissen, was aus ihrer Wohnung geworden war, die sie verlassen hatte, wie man eine Wohnung für kurze Abwesenheit verlässt; ausgestattet mit allem, was zum Leben nötig ist. Als die Wohnung knapp zehn Jahre später von den französischen Besatzern zurückgegeben wurde, vermerkten die Behörden, dass ein an die Wand geschraubter Spiegel und eine Zuckerdose noch heil waren.

Aber dieses Fazit greift den Ereignissen vor - Kriegsende hieß nicht etwa Frieden. Es hieß Willkür und Desorganisation. Nichts funktionierte mehr. Weder die Versorgung der Bevölkerung, noch der Transport, noch die Kommunikation über mehr als Hörweite. Wer sich - warum auch immer - von A nach B bewegen wollte, brauchte einen Passierschein. Der war zeitlich begrenzt.

Die Frau verschaffte sich einen Passierschein. Sie machte es möglich, auf der Pritsche eines Lasters mitgenommen zu werden. Unterwegs zwang ein französisches Militärfahrzeug den Laster zu einem riskanten Ausweichmanöver. Er kam zu nah an die Bäume am Straßenrand, Äste rissen die Ladung aus der Verankerung, eine Kiste schwang gegen den Kopf der Frau, brach ihr den Kiefer, brach ihr einen Halswirbel. Vollkommen gelähmt wurde sie in Freiburg ins Krankenhaus gebracht. Der gebrochene Kiefer wurde geschient, das heißt mit Draht an den gesunden befestigt. Man hielt sie am Leben, indem man ihr Muckefuckkaffee mit Margarine einflößte.

In der Hütte wusste man von alledem nichts. Telefonverbindung - damals sowieso noch schwerfällig - gab es keine mehr. Post? Fehlanzeige. Der Passierschein war abgelaufen. Die einzige Entschuldigung dafür war der Tod. Davon ging man inzwischen in der Hütte aus. Die Großmutter beschloss, sich und der Enkelin das Leben zu nehmen. Der Enkel, das Baby, sollte von der noch minderjährigen Patin aufgezogen werden. Das so schon schwierige Miteinander in der Hütte hatte - so schien es - seinen Höhepunkt erreicht. Von der gegenseitigen Überwachung kann man sich kaum eine Vorstellung machen. In einem Punkt herrschte allerdings Einigkeit: die Frau kommt nicht zurück. Die psychische Belastung steigerte sich aber noch, als eines Tages die Tochter sagte: „Heute kommt die Mutter.“ Damit war der Bogen der Belastbarkeit vollends überspannt. Doch sie kam. Abgemagert zum Skelett, unfähig ihre Arme und Hände zu bewegen, aber sie kam.

Nach vielen Wochen der Lähmung hatten die Beine ihren Dienst wieder aufgenommen. Die gelähmten Arme hatte man ihr vor der Brust gekreuzt, so machte sie sich auf den Rückweg. Aus einem um den Hals hängenden Beutel hatte man ihr zu essen gegeben. Die - weitgehende - Genesung der Arme und Hände sollte noch Monate dauern.

Rückkehr nach Emmendingen. Wieder zwei Familien in einer Wohnung, wenn auch immerhin mit fließendem Wasser. Von Normalität keine Spur. Gewalt, Schikane und drakonische Strafen der Besatzer waren an der Tagesordnung - nicht nur in der russischen Zone. "Nous sommes les vainqueurs."

Elektrizität wurde limitiert. Kohle gab es nur für die Besatzer, man rannte, wenn bei einer Lieferung für sie ein Stück vom Laster fiel. Lebensmittelkarten berechtigten die Bevölkerung zu einem Minimum an Nahrung. Aber selbst dafür musste stundenlang angestanden werden. Die Mitglieder einer Familie lösten einander beim Warten ab. Mit dem Rad - Vollgummibereifung - wurden Hamsterfahrten zu den Bauern der Umgebung gemacht. Ein Stück Butter war eine Kostbarkeit. Ernst Jandl schreibt in seinem Gedicht „markierung einer wende“:

1945
krieg
krieg
krieg
krieg
mai

Poetisch überzeugend. Tatsächlich war dies aber eher eine kalendarische Angabe. Das Wirtschafts- und andere Wunder ließen noch auf sich warten.

Uta Bühler

